

18] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Der Kurzzettel genügt mir. Er bringt alle Neuigkeiten kurz zusammengefaßt.“ Aber er nahm das Blatt doch, setzte sich die Brille auf, buchstabierte den Artikel, indem er dabei die Lippen bewegte. Sorgfältig fastete er die Zeitung zusammen, gab sie Proz wieder und fragte:

„Was hat dieser Chaussy nur gegen Vermantes?“

Das war die Frage, die man sich auf jeder Bank stellte. Niemand vermutete, daß des Zeitungsschreibers Zorn auf richtige Entrüstung war oder gar der Tugend entsprang. Eine politische Affäre? . . . Nein, Vermantes hatte Männer aller Parteien empfangen, auch Chaussys Freunde. Eine Frauengeschichte? . . . Das hätte man gewußt. Proz erklärte Crebola das Geheimnis.

„Vermantes hat nicht so gewollt wie er!“

Der dicke Mann spitzte die Ohren wie ein Gase, der ein verdächtiges Geräusch hört.

„Wann . . . warum . . . in welcher Sache?“

Proz wußte nichts.

„Alles, was ich weiß, ist, daß Chaussy oft gesagt hat: den werde ich noch fassen! Er hat Wort gehalten! Schrecklich ist dieser Chaussy! Wenn man die Furcht sieht, die er einflößt, weiß man, daß nur der Gnade vor ihm findet, der vor ihm zittert.“

Proz hatte in dem friedlichen Ton eines vorsichtigen Mannes gesprochen, der zu viel Dinge weiß, um sich über die einzelnen zu entrüsten. Aber Crebola wechselte die Farbe. Ebenso Cormoret. Beide hatten Gründe, diesen Mann, der alles Böse ans Licht zog, zu fürchten.

Gerade kam Chaussy herein. Bevor er auf seinen Platz ging, blieb er einen Augenblick vor Frau Aurora Windelmatten stehen. Sein hochmütiges Gesicht versuchte einen freundlichen Ausdruck anzunehmen. In diesem, bis zu den Augen behaarten Gesicht wirkte ein lebenswürdiges Lächeln unangenehm. Als er vor der jungen Frau stand, erweckten seine langen Arme, seine stämmige Figur, seine Wohlbeleibtheit den Eindruck, als ob er einer anderen, urweltlichen, tierischen Menschheit angehörte. Turlo ließ sich die amüsante Gruppe nicht entgehen und zeichnete sie schnell. Während seiner Arbeit kündigte man den Gerichtshof an, und er war so vertieft, daß er ganz vergaß, aufzustehen. Die Präliminarien wurden schnell erledigt. Ungeachtet der Ordnungsrufe des Präsidenten war das Publikum sehr laut, und der Lärm steigerte sich, als Vermantes hereingeführt wurde.

Was das derselbe Angeklagte vom Tage vorher? . . . Bleich und verfallen, schien er zu keinem Widerstande mehr fähig. Mit zitternden Knien schritt er vorwärts. Die erschrockenen Augen lagen tief in den Höhlen. Er bebte am ganzen Körper. Der Schmerz schien sein Gesicht verlängert und abgemagert zu haben. Um den Mund lag ein Ausdruck von Qual.

Einige sahen in dieser Veränderung ein Geständnis. Nur Gewissensbisse konnten ein menschliches Antlitz verwüsten. Es schien ihnen, als ob Herr Rutor seiner Sache sicherer wäre und die Gesichter der Geschworenen strenger aussahen. Der sehr steife Oberst Ollomont steckte seine Hand in die Klappe seines Rockes und rollte fürchterlich mit den Augen. Condemine wandte sich sehr aufgeregt seinen Nachbarn zu. Selbst das spitze Mäulchen des kleinen Bijour wurde drohend.

Der Jubrang wurde so gewaltig, daß die diensttuenden Soldaten die Menge in die Skorridore zurückdrängen mußten. Man hörte sie hinter den geschlossenen Türen wüten.

Herr Motiers de Fraisse stellte zuerst die Frage, die vorläufig die wichtigste in diesem Prozesse war. Wußte der Angeklagte, daß der General de Pellice sein Vater gewesen war? Er stellte sie sofort und direkt, und man glaubte, daß Vermantes durch die Augenscheinlichkeit oder die Gewissensbisse gestehen würde. Aber nein, er leugnete. Er leugnete mit einem Rest von Energie, die man nicht mehr von diesem menschlichen Brad erwartete, mit einer Ruhe, die in Erstaunen setzte, mit jener Art von Majestät, die unseren Gesehen und Blicken manchmal durch höchstes Leid aufgedrückt wird.

Der Präsident beschleunigte den Angriff. Ihm wurde immer auf dieselbe Art pariert: Der General war, solange Vermantes zurückdenken konnte, stets so rückhaltlos sein bester Freund gewesen, daß keine Wohlthat dieses Mannes ihn in Verwunderung setzte. Die Enthüllungen der Alten hatten dem Unglücklichen eine Menge Dinge klar gemacht, welche ihm früher nicht eingefallen waren und jetzt in seiner Erinnerung einen neuen Sinn annahmen. Vieles, was er einst nicht verstanden hatte, ward ihm nun klar. Er war blind gewesen. Niemals war der Verdacht in ihm aufgestiegen, daß der General ihm etwas anderes sein konnte als ein sehr wohlwollender, sehr anhänglicher Pate. Aber jetzt, nachdem ihm die Augen geöffnet worden waren, erschien ihm die ganze Vergangenheit wie ein aufgelöstes Rätsel.

Als Herr Motiers de Fraisse den Kampf aufgab, sprang Herr Rutor weniger geschickt als heftig für ihn ein:

„Sie wiederholen, daß der General Sie immer mit Güte überhäuft hat, zu jeder Zeit, in jedem Alter, zu jeder Gelegenheit. Aber sonst galt der General gar nicht für einen besonders wohlwollenden Mann . . .“

„Gegen mich war er es immer.“

„Gegen Sie, gegen Sie allein. Er hatte also zwei Arten sich zu geben. Die eine gegen Sie, die andere gegen alle übrigen. Das hat keinen Verdacht bei Ihnen erregt, keine Ueberraschung bei Ihnen hervorgerufen . . . Sie fragten sich nie: weshalb überhäuft mich der General mit Wohlthaten? . . .“

„Nein, niemals.“

„Unbegreiflich! . . .“

Herr Rutor sprach das Wort voller Ueberzeugung aus und begleitete es mit einer großen Geste seiner roten Ärmel. Die Mehrheit des Publikums dachte sogleich wie er. Unbegreiflich war es, daß ein solches Geheimnis so viele Jahre gehütet worden war. Unbegreiflich war es, daß dieser Vater sich nie durch eine Herzenswallow betrogen hatte und der Sohn in seiner Nähe nicht eine jener Offenbarungen gehabt, die plötzlich die Mysterien unseres Schicksals erhellen. Unbegreiflich und unmöglich. Die Spuren der ständigen vorgehaltenen Maske, die Stimme des Blutes, geheimnisvolle Ahnungen, unmittelbare Erkenntnis, Ruhe, die im Grunde der Seele widerhallen, hätten hier ihre Rechte geltend machen müssen. Die in Massen zusammengedrängten Geister gehorchen einem eigenen Gesetz. Das Außergewöhnliche und Besondere nimmt eine trügerische, grauenhafte Seite an. Man urteilt nur noch auf allgemeine diktatorische Art oder nach vorgefaßten Meinungen, nach Phantasiegebilden, denen die Wirklichkeit fremd ist. Ein Sohn „muß“ seinen Vater erraten. Es ist gleichgültig, wie. Ein Vater „muß“ sich seinem Sohn offenbaren, gleichviel, auf welche Weise. Ein wichtiges Geheimnis „muß“ sich aufklären, ganz gleich wann. Man hielt diese verneinende Hartnäckigkeit für die Berechnung eines Verbrechers, und Vermantes sagte nur einfach die Wahrheit.

„Sie leugnen alles,“ rief Rutor ermüdet, seine Angriffe immer wieder zurückgeschlagen zu sehen. „Es wäre doch aber in Ihrem Interesse, die Offenkundigkeit anzuerkennen.“

Völlig gebrochen machte Vermantes eine jener Bewegungen, die ihm fast die Sympathien zurückgewann.

„Ich weiß nicht, was in meinem Interesse ist, und ich denke kaum daran. Ich sage, was wahr ist. Selbst wenn mich das retten könnte, ich wüßte nichts anderes zu sagen.“

Die Wahrheit klang hier durch, aber es war nur ein Aufklatern.

Man rief Luise Donnaz wieder vor. Mit mehr Einzelheiten mußte sie die Erzählung von dem General wiederholen, dessen Gehilfin sie gewesen war. Sie mußte die Leichenfelder der Verstorbenen lüften, die Lügen ihres stummen Mundes preisgeben, die Geheimnisse ihrer zerfallenen Körper. Ihre seit langer Zeit begrabenen Erinnerungen mußte sie auferstehen lassen, sie vor diesem Sohn, der seinen Vater gemordet hatte, ausbreiten, vor den entsetzten Enkelkindern, der neugierigen und schlüpfriegen Menge, den aufmerksam lauschenden Richtern, während die gebieterische Stimme des Präsidenten befahl:

„Lauter, lauter, Frau. Sprechen Sie doch lauter, die Herren verstehen Sie nicht.“

Man erfuhr also, welche Orte die beiden Verstorbenen für ihre Liebesstunden wählten. Wo sie sich trafen. Ihre Angst, als die Schwangerschaft begann. Wie das Kind aufgenommen wurde, das heute der Mann war, dessen schmerzdurchwühltes Gesicht bei dieser Erzählung konvulsivisch zuckte.

„Wußte der Satte Bescheid?“

„Herr Notiers de Fraisse mußte die Frage zweimal wiederholen, da die alte Frau sie nicht verstand.“

„O Herr Präsident . . . Herr Hauptmann würde die gnädige Frau getötet haben. Sie hat es mir oft gesagt . . . Er würde mich töten . . . Luise, er würde mich töten . . .“

„Satte sie andere Vertraute wie Sie, Vertraute, verstehen Sie? Personen, denen man alles sagt?“

„Luise Donnaz streckte den Kopf vor, sie verstand die Hälfte und erriet das übrige.“

„Gnädige Frau hatte nur Vertrauen zu mir. Außer mir wußte niemand etwas . . . niemand . . .“

„Und der Oberst — hatte er keinen Freund, der diese Beziehungen kannte?“

„Nein, nein . . . ich bin dessen sicher . . . er hatte niemand . . .“

„Wußte er, daß Sie in seinen Manövern Bescheid wußten?“

Das Wort rief Gelächter hervor. Nichts entgeht dem Publikum. Wollte Herr Notiers de Fraisse Witze machen? Er dachte gar nicht daran. Ein wenig außer Fassung gebracht, verbesserte er sich:

„Wußte der Oberst, daß Sie eingeweiht waren?“

„Luise Donnaz bejahte.“

„Mittraute er Ihnen nicht?“

„Mir . . . der Oberst . . . O!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Zinsgeld.

Von Hermann Stenz.

Den Seinen gibts der Herr im Schlafe. Das kann auch der Dachrainer Steffel bestätigen und er tut's gern. Warum, das will ich erzählen.

Also, der Steffel gehört zu jenen, von denen das Evangelium sagt, daß sie selig werden, weil sie arm im Geiste sind. Wenn das wahr ist, kriegt der Dachrainer einmal einen Sperrstich im Himmel. Nicht allein wegen dem Evangelispruch, sondern auch weil er so fromm ist und gar so viel betet. Wenn man den Steffel auf seinen angestammten Platz in der Kirche beten sieht, ist das eine helllichte Freud. Ein großmächtiges hageres Mannsbild, ragt er über seine zwei ständigen Kirchennachbarn, den Trummbeinigen Pollanterbauer und den schiechen Wader Ferdl, noch im Knien einen Kopf weg. Aber was für einen Kopf! Der ist entschieden nach der Senkrechten ein bißel zu lang ausgefallen. Obenauf sitzt ein Gupf Haare, ganz weißblond und jedes geht seinen eigenen Weg. Nur Sonntags pappt sie der Steffel mit Pomade oder, wenn grad keine daheim ist, mit Schweineschmalz an den Kopf fest, an die Seite zwei Sechser und in die Stirn schöne Fransen. Stirnfalten hat er nur eine wagrechte, jedenfalls deshalb, weil von den Fransen bis zur Nase so wenig Platz ist. Aber dafür hats der Herrgott mit der Nase besser gemeint, sie geht weit herunter und ist auch nicht zu schmal geraten. Dann kommt der Mund, der hält in der Breite auch wieder der Nase das Gewicht. Was unter dem Mund liegt, ist so wenig, daß der Wader Ferdl beim Rasieren seine helle Freude daran haben könnte, wenn nicht Drahtstifte statt Haare daran herauswachsen würden. Schnurrbart hat keiner Platz. Die Augen sind aus verschoffenem Vayrischblau und schauen immer verwundert drein. Deswegen haben die Augenbrauen vergessen zu wachsen. Aber eine gesunde Gesichtsfarbe hat er, der Dachrainer. Das ganze Kopf-gestell schaut aus, wie wenn der Herrgott damals, als der Steffel auf die Welt kommen sollte, keine Zeit gehabt, ihn selber herzustellen und seinen Lehrbub, den Gabrielengel, damit beauftragt hätte. Der hat nun gefuschelt und wie der Herrgott nachgeschaut hat, war der Steffel schon da und nichts mehr zu ändern. Weil er aber grad gut ausgelegt war, hat er zu dem Murks gelacht, der Gottvater. Und so ein kleiner Wischer von dem Lachen hat den Waden gestreift, ist in seinem Gesicht unter der Nase hängen geblieben. Jetzt lächelt er seiner Lebtag so gottselig und zufrieden, dazu ein wenig verwundert.

Beien, das tut er voll Andacht, wenn ihm auch dazwischen hinein seine Ohren oder ein paar Säu einfallen. So was verzeiht der Herrgott schon; denn er weiß ja eh, daß so ein Bäuerl seine Sorgen hat. Wenn er sich auch grad nicht schlecht steht, zweitausend Mark Schulden sind noch immer auf seinem Güt'l. Die Leizener Vas', die im Städt'l drinnen privatisiert, hat sie ihm zu fünf Prozent gegeben. Hat der Herr Pfarrer das Amen gesprochen und der Dachrainer richtet sich von den Knien auf, dann tracht die alteichene Kirchenbank und der Pollanterbauer, der immer nach der Wandlung einschläft, wacht auf. Nach der Kirche geht er selten ins Wirtshaus,

meistens heim, weiß seine Bäuerin so will. So auch am heutigen Sonntag nach Predigt und Amt mit seiner Annamirl. Die ist gerade das Gegenteil von ihm. Hat sie schon so ein zehn Jahr'l weniger wie er, ist sie auch noch anderthalb Kopf kleiner, rundlich und fitt. Ein frisches Gesicht'l und ein paar bliß-blanke braune Augen, die immer spazieren gehen, hat sie auch dazu. Sie war eine arme Kuhbirn beim Donaubauer. Die Bauern erzählen sich, daß sie früher beim Kammerfensterl gar nicht unbarmherzig gewesen sei und den Steffel wegen dem beinahe schuldenfreien Anwesen geheiratet habe. Aber jetzt ist sie auch fromm, was man sonst für gewöhnlich von den sauberen Weibsbildern weniger sagen kann wie von den schiachen. Wird wohl machen, weil der Herr Pfarrer selten bergiht, beim Dachrainer Bauern auf einen kleinen erbaulichen Zuspruch eingutreten, wenn er am Güt'l, das draußen vor dem Dorfe liegt, vorbeigehet. Der Bauer ist immer sehr geehrt dadurch und gibt dem Hochwürden stets das Geleit bis zum Gartentürl. Und wenn er nicht daheim ist, nachher seine Bäuerin. Ist halt gar so ein Leutzeliger, der Pfarrerherr. Seine Schwester führt ihm den Haushalt. Sie ist zwar ein bißel tappig, aber toden kann sie, und das ist die Hauptsach bei der Haushälterin für so einen lieben frommen Herrn.

„Beim Beichten is halt der Herr Pfarrer gar so mild,“ sagt die Annamirl während des Mittagessens, „nur drei Vaterunser und drei Ave hat er mir Buß aufgeben heut früh!“

„Woll, woll, recht hast,“ meint der Steffel und nimmt sich den fünften kindertopfgroßen Zwetschgentödel auf die Gabel. Dann ruht sein Gehirn wieder zugunsten des Magens.

„Dachrainer, am Mittwoch san hundert Mark'l Zinsgeld für die Leiznertraubaf' fällig. Du woast, mir ham allaweil toans, kunnst lei heut nachmittag in d' Stadt einigehn und mit der Frau Vas' reden, daß do vier Wochen warten tat, bis mir 's Korn verkauft ham.“

„Is schierst scho a bisserl spat, Bäuerin, drei Stund' hin, drel her, san sechse, oane bei der Wasen san siebene; bin i amal drinn, kunnst mirs der Kreuzwirtbetter für übel nehma, lehrat i net bei eahm ein, warn zehn Stund'.“

„Weißt bei eahm über d' Nacht drinn, kauft morgen fruah a neiche Heugabel, a Nuahketten und an Blechhafa für d' Wasch, der alte is kaput, nachher brauchst dia Woch' toan ganzen Tag z' veramma.“

Das leuchtet dem Steffel erstens ein, und zweitens tut er immer, was seine Bäuerin will. So ein gar guter Depp ist er, zieht halt sein schwarz Tuchenes Zeugl mit der silbertknopfigen Weste an und tracht los. Das runde Hü'l sitzt auf seinem schlächigen Spitzkopf, wie der God'l am Dach, die Knie drückt er in die Stadtrichtung durch. Die Annamirl schaut ihm von der Tür aus nach.

In der Stadt trifft er die Läden noch auf und nun denkt er einmal selbständig: „Kauft dei Zeugl glei, nachher kunnst 's andere h'forgen und kunnst heut noch heim. Is a halber Tag g'part.“

Das macht der Steffel so und kommt nachher zur Leiznerbas' mit seinem Anliegen. Au meh', is er aber da aus'ruftsch. „Siehst, Mannl, i tat Dir den G'falln, ja, recht gern, aber i muaz mei Geld haben am Mittwoch. Steuern, Umlagen, Hauszins, alles ist fällig. Schaug' halt, daß Du dös Gelb'l vom Kreuzwirtbetter kriegst!“ Fuchsteufelswild, die Heugabel mit der Ketten auf dem breiten Budel und den weltsgroßen Hasen daran hängend, stampft er zum Wirtsbetter. Nach der achten Maß und einem Kälbernen ruht er mit seinem Anliegen heraus. „Geht net, Steffel, is Quartal, Steuern, Zinsen, Biergeld, Seminargeld vom Hansl, geht halt net, Mannl.“ Trübfelig padt der Dachrainer um neun Uhr sein Zeug'l auf den Rücken und torkelt heimwärts.

„Safra, Safra, was mach i iah; i muaz halt morgen zum Hochwürden, vielleicht tuats der auf vier Wochen.“ So duselt er vor sich hin bis eine Viertelstunde vors Dorf. Da ist am Weg ein großer, holzerner Herrgott am Kreuz angenagelt, eine Stiftung vom seligen Donaubauer seiner Frau, mit einem Kniebank'l davor. Jetzt kommt dem Steffel noch eine Idee. Vielleicht kunnst der helfen? Also, er kniet nieder, besinnt sich ein bißel und fängt dann bierschwer an: „Schaug, mei Biaber, jekt wars Zeit, daß' helfest, bis auf dös bisserl Grenzstoanversetzen von neulich, hab' i ja niz am G'wissen und san doch nur hundert Merkel. Also kunnst scho an Einsehen haben. Amen!“ Dann macht er sich wieder auf den Weg. Es muß gleich zwölfe sein und so zwischen zwölfe und eins ist ihm nicht wohl da heraußen, könnt nimmer ganz geheuer sein. Das Gartentürl macht er leis auf, aber wie er die Haustür aufgesperret hat, schlägts zwölfe; da fällt mit einem Mordskrach der große blecherne Hasen samt der rasselnben Kette von der Heugabel und plumpert im Ausgang'l herum. „Jessas, Maria und Joseferr!“ schreit eine Weiberstimme in der Stube und die Bäuerin patstch bloßfüßig drinnen hin und her. „Galt's Maul, i bins“, lallt der Steffel. „Jessas, Du Depp, Du kunnst net in der Stadt übernacht bleiben. Ruast oan um d' Nachtruah bringen,“ halleints aus der Stube.

„Ei halt net unquat, Alte,“ brummt er schludsend, denn vor Schred hat er den Schnaderl getriezt und beginnt dann lang und breit zu erzählen, wie es ihm in der Stadt gegangen ist. Dabei zieht er sich im Dunkeln aus (Bauern sparen mit dem Licht) und legt Noz, Weste und Hosen auf den Schommel neben das Bett. Da regt sich etwas unter demselben. „Is scho wieder a Henn in der Stuben. Quada,“ macht er und wirft den Stiefelknecht unter die Bettlad. Auf einmal jammerl die Annamirl ganz

zum Erbarmen. „Jessa, was is denn, Mirl, bis ebba krank?“ Die Witzel: „Jah hast mit Dein Pumpern. Der Schred von dem Sackgepurzel; so schlecht is mir, so schlecht!“ und sie fängt zu greinen an. „Koa oanziger Tropfen Karmelitergeist dahoam und mir is so schlecht. Geh', lauf doch g'schwind zum Vader Ferdl, und hol an Geist, geh', Steffel, geh'.“

Der springt wieder aus dem Bett, tappt nach dem Kleiderhaken, sucht sich die Hosen aus, schlupft hinein, noch die Lederpantoffeln an die Füße und rennt mit fliegenden Hosenträgern zum Vader Ferdl. Beim Zuknöpfen unterwegs kommen ihm seine schwarztuchernen Weinbehältnisse ungewohnt weit vor. Der Vader schimpft auf die narischen wachsernen Weibslent, die gar nix aushalten können und gibt ihm das Verlangte. Damit rennt er wieder heim über die Wiese an dem großen Apfelbaum vorbei. Darunter steht eine lange, schwarze Gestalt. Erschrocken befreuzt er sich, siedheiß fällt ihm ein, daß immer noch Geisterstunde ist. Mit den Pantoffeln in der Hand kommt er schloßweh daheim angekommen. Die Mirl hat mittlerweile Licht gemacht und meint, ihr sei jetzt besser geworden. Nun nimmt aber der Steffel die Tropfen, so miserabel ist ihm vor Angst geworden, und legt sich zähnelappernd ins Bett. Die Hosen wirft er wieder auf den Schemel. Er achtet aber nicht darauf, daß dabei etwas aus der Tasche klatschend auf den Boden fällt.

Wie der Tag graut, macht der Steffel auf. Die Annamirl ist schon munter und trägt gerade sein Sonntagsgewand hinaus. Er springt aus dem Bett und zieht seufzend seine krachledernen Hosen an, dann die Rohrstiefel. Auf einmal blüht er sich. Hart unter der Fensterbank liegt ein Geldbeutel. Kaum traut er seinen Augen, ein lederner Zugbeutel, ziemlich schwer! Der Dachrainer macht ihn auf und schüttelt das Geld auf den Tisch: Einhundertzwanzig Markel und ein paar Pfennig finds. Er macht sein saubümmste Bisajchi. Klößlich fliegt ihm ein Lächeln seliger Erleuchtung übers Gesicht.

Er hat geholfen. Und so geschwind hat er geholfen, der Herrgott. „Du lieber Herrgott, um zwanzig Markel hast Dich verzählt und den Zugledernen hatt's ja gar net braucht, dö's Geld! alloanig hött's ja a to,“ stottert er grad, wie die Bäuerin wieder in die Stub kommt. Die ist ganz verduht, als sie das Geld sieht, aber wie er mitteilt, daß er am Wegkreuz so innig gebetet hat, da saltet sie die Hände, dreht die Augen nach oben und lacht übers ganze Gesicht: „Ach, Du guater Herrgott da droben.“ Daß sie aber am gleichen Morgen dem Steffel seine schwarzen Sonntagshosen hinten ein Stück eingenäht und die Hosenschnalle noch dazu eingezogen hat, das hat keine Menschenseele erfahren. Der Dachrainer betet jetzt noch viel inniger in der Kirche, wie je zuvor.

Nur eines möcht ich noch wissen. Warum hat der Herr Pfarrer am Montag einem Handwerksburschen ein Paar so glückgute schwarze Hosen geschenkt? Zu seiner Schwester hat er gesagt: sie seien ihm zu eng geworden! Darum.

Urgeschichte der Musikinstrumente.

Unser modernes Orchester mit seiner unendlichen Verfeinerung der Instrumente und seinem außerordentlichen Reichtum an Mischungen und Nuancen des Klanges scheint auf den ersten Blick nichts mehr gemein zu haben mit den rohen Tönen, die in fernher Vorzeit der primitive Mensch seinen grob gefertigten Instrumenten entlockte. Und doch sind die Grundfarben des heutigen Orchesters sämtlich schon in jener grauen Vergangenheit vorhanden und bekannt gewesen, der Klang der Flöte wie der Oboe, die helle Farbe der Blechinstrumente, wie die der Saiten und auch die Rhythmisierung durch Trommeln und Pauken. Die Grundformen unserer Musikinstrumente gehen auf uralte Vorbilder zurück, die sich über ungeheure Strecken ziemlich unverändert verbreitet und durch die Jahrtausende erhalten haben. In einem soeben bei W. G. Teubner erschienenen Buch, das das Wesen und auch die Entwicklung der Instrumente darstellt, schildert der Musikhistoriker Prof. Fritz Volbach die Entstehung und erste Entwicklung dieser ehrwürdigen Ahnen unseres Orchesters.

Auch der primitive Mensch begnügt sich nicht mit dem stets gleichbleibenden Klang seiner Stimme; er verlangt nach buntem Farbenwechsel, spricht die Lippen, um der Vöglein süßen Gesang nachzuahmen, und bläst wohl eines Tages zufällig über ein offenes Rohr oder ein Kürbislache hinweg, die den Ton seines Mundes voller und stärker anschwellen lassen. Das am besten klingende Rohr verwendet er zur Flöte, die als das erste aller Instrumente gelten muß. Die einfache, aus Kienriernochen gefertigte Flöte finden wir schon bei den Menschen der Steinzeit; sie existiert bei fast allen Völkern, die noch heute auf der Kindheitsstufe der Menschheit stehen; sie war vor Jahrtausenden den Ägyptern und wohl ebenso lange den Chinesen bekannt. Die Söhne der Mitte erzählen, daß im Jahre 2700 v. Chr. der weise Ling-lun im Auftrage des Kaisers Hong-Ti sich verschieden lange Bambuspfeifen auf einem hohen Berge schnitt, um die Töne des Wundervogels Jung und seines Weibchens Hoang nachzuahmen. Aus der Verbindung solcher Röhren in regelmäßiger Abstufung zu einem einzigen Instrument entstand die Pansflöte oder Syring. Die hohe Bedeutung, die dies Instrument bei den alten Ägyptern als Urbild aller Harmonie hatte, geht schon daraus hervor, daß es als

Hieroglyphe „Verstand, Erkenntnis“, ja sogar „Gott“ bedeutete. Ganze Orchester von zum Teil mannshohen Panspfeifen besitzen manche Regervölker, so die Papuas und Polynesier. Eine künstlerische Ausbildung der Flöte ging von der Erfindung der Konulcher aus, die durch Aufdrücken der Finger geschlossen und geöffnet werden können und das Hervorbringen von Tönen verschiedener Höhe ermöglichen. Schon ein paar tausend Jahre vor Christi sind solche Lang- oder Querslöten in Ägypten in Gebrauch. Zu gleicher Zeit entstand in diesem ältesten Kulturlande in der altägyptischen Schalmel, der Majt, der Vorfahr unserer Oboe. Diese Klangfarbe wird durch ein Stüdchen Rohr erzeugt, das man mit seinem oberen Ende zwischen den Lippen zusammendrückt, so daß ein enger Spalt entsteht. In Ägypten findet auch der griechische Aulos, ein unserer Klarinette ähnliches Instrument mit einfachem Rohrblatt, sein Mutter.

Von keinem Instrument aber sind auf ägyptischen Denkmälern so zahlreiche und prachtvolle Darstellungen erhalten, als von der Harfe. Jahrhunderte einer langsamen Entwicklung müssen vorangegangen sein, bevor die wunderbaren Riesenharfen aus den Königsgräbern von Theben gebaut werden konnten. Wie die Flöte, so ist auch die Harfe ein Urelement aller primitiven Musik. Höchst wahrscheinlich ist sie aus dem Bogen des Schützen entstanden. Jeder Jäger und Krieger mußte ja den Ton hören, den die Sehne des Bogens beim Losschnellen ertönen läßt; bald machte man die Beobachtung, daß dieser Ton bei veränderter Spannung ein anderer wurde. So entwickelte sich das erste aller Musikinstrumente, der Musikbogen, der sich noch bei primitiven Völkern in mehreren Weltteilen findet. Die Kongoneger am Albertsee z. B. legen die Saite des Musikbogens an die Zähne und bringen mit der linken Hand durch Verfüren und Verlängern Töne verschiedener Höhe hervor. Schon bei den Naturvölkern treten als Resonatoren an Stelle des Mundes künstliche Hölräume, ausgehöhlte Kürbisse usw. Statt der einen Saite werden auch mehrere von verschiedener Länge in den Bogen eingespannt, und so entsteht die primitive Form der Harfe, wie sie auf den ältesten ägyptischen Bildern erscheint und heute bei manchen Regervölkern noch anzutreffen ist.

Man darf annehmen, daß sich die ersten Saiteninstrumente so ganz natürlich aus der unentbehrlichen aller Waffen der Naturvölker, dem Bogen, entwickelt haben. Ebenso sind unsere Blechinstrumente in Urzeiten aus dem Teinhorn entstanden. Der mächtige Schall des Stierhorns rief bei den Germanen zum Kampf und zum Opfer. Dies primitive Instrument ist schon in der Bronzezeit in hoher künstlerischer Vollendung ausgestaltet; die mächtigen, schöngeordneten, bronzenen Luren haben einen großartig edlen und feierlich würdigen Klang. Dies urgermanische Instrument, ähnlich der römischen Bucina, scheint aber in der Völkerwanderung untergegangen zu sein; im Mittelalter tritt meist das kurze, rasch erweiterbare Stierhorn auf, das nach dem kostbaren Material, aus dem es hergestellt wurde, dem Eisenbein, Olsant genannt wird. Schnelle Verbreitung fanden im Abendlande die orientalischen Blechinstrumente, deren erstes die ägyptische Trompete ist; die altetruskische Reitertrompete, die zu gleicher Zeit bei Galliern und Abessiniern, bei den Briten und Chinesen auftritt, fristete in Deutschland ein friedlich-gemüthlicheres Dasein als Post- und Nachtwächterhorn. Von den wichtigsten Typen der heutigen Musikinstrumente fehlen in den alten Kulturländern nur die Bogeninstrumente, deren Entstehung in Asien vielleicht bis in die graue Vorzeit emporreicht. In Europa sind die Streichinstrumente nicht vor 800 n. Chr. bekannt geworden. Das Bedürfnis nach Rhythmus, dieses Urgefühl aller Musik, wurde zunächst durch Handklatschen befriedigt. Noch in der Zeit hoher Kultur bedienten sich die alten Ägypter dieses primitivsten Mittels, um ihren Gesang zu begleiten und zu ordnen. Daneben aber erscheint schon bei den Naturvölkern eine Anzahl schallverstärkender Instrumente, vor allem die Trommel, die die größte Verbreitung findet und auch zum Rhythmisieren dient. Die ältesten Trommeln lassen sich in Deutschland in der jüngeren Steinzeit nachweisen.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Desinfektion der Mundhöhle. Seitdem die Zahnpflege sich Eingang in immer weitere Kreise der Bevölkerung verschafft hat, seitdem zahllose Präparate, Pasten und Mundwässer von pharmazeutischen Fabriken auf den Markt gebracht worden sind, sollte man eigentlich meinen, daß es offene Türen einrennen hieße, über die beste Art der Zahnreinigungen noch ein Wort zu verlieren. In der Tat aber liegen die Verhältnisse so, daß das Problem keineswegs gelöst ist. Denn durch wirklich einwandfreie Versuche wurde festgestellt, daß die von den Fabrikanten versprochene Sterilisation des Mundes keinesfalls erzielt wird, ja daß es überhaupt unmöglich ist, mit einer antiseptischen Flüssigkeit in alle Fäden und Buchten derart einzudringen, daß die dort nistenden Bakterien vernichtet werden. Man hat daher angefangen, weniger Gewicht auf die Desinfektionskraft des Mittels zu legen, als vielmehr darauf, daß die Mundhöhle durch dieses mechanisch gut gereinigt wird. Auf diese Weise werden denn auch die Pilze entfernt. Nun

hat vor einigen Jahren der Würzburger Professor Stumpf auf die Wirksamkeit des weissen Tons Bolus alba bei der Behandlung der Rachendiphtherie hingewiesen, und seine Erfahrungen sind auch von anderer autoritativer Seite bestätigt worden. Nicht als ob der weisse Ton als Desinfektionsmittel gegen die Diphtheriebazillen an den Mandeln anzusehen sei, als vielmehr, daß er, mit Gurgelwasser an die erkrankten Teile gebracht, hier die Bazillen in sein matschiges Netz einbettet und sie herauschwemmt. Diese Wirkungsweise der Bolus alba veranlaßt Professor Küster in Freiburg, sie auf ihre Verwendbarkeit bei der Zahnpflege zu prüfen. Wie er in der Deutschen Monatschrift für Zahnheilkunde berichtet, fand er bei ausgedehnten Vergleichsversuchen den weissen Ton, was seine Desinfektion anbelangt, den besten Mitteln mindestens gleichwertig. Bei seiner Verwendung nimmt der Keimgehalt der Mundhöhle um 50 Proz. ab. Er sowohl wie die als Spülflüssigkeit benutzte Kochsalzlösung sind für den Organismus völlig unschädliche Mittel. Vor allen anderen Zahnwässern verdient er vom volkshygienischen Gesichtspunkte deswegen Veborzugung, weil eine Prise Kochsalz, ein Glas Wasser und zehn Gramm weisser Ton so billig sind, daß sie von jedermann beschafft werden können. Dem der fade Geschmack der Bolus nicht behagt, kann weiter ohne große Kosten sie mit einigen Tropfen Pfefferminzöl parfümieren.

Hauswirtschaft.

Reste und ihre Verwertung. In der Verwendung aller in der Küche vorkommenden Reste von Nahrungsmitteln haben viele Hausfrauen es zu einer ersaumlischen Fertigkeit gebracht. Berufstätige Frauen kochen, um Zeit zu sparen, nicht selten nur zweibis dreimal in der Woche frische Speisen und wärmen diese an den anderen Tagen einfach auf. Zur Entstehung von Resten verleitet auch zuweilen vorteilhafter Einkauf einer größeren Menge Vorrats. So gewiß nun bei der herrschenden Teuerung alle Vorteile beim Einkauf von Rohstoffen vorgenommen werden müssen und in einem ordentlich geführten Haushalt so wenig wie möglich unkommen darf, so verkehrt ist es doch vom Standpunkt einer gesundheitsdienlichen Ernährung aus, auf die Erzielung von größeren Resten systematisch hinzuwirken. Das ist Sparamkeit am unrechten Orte. Das Aufbewahren von Speisereften hat auch seine bedenkliche Seite. Gekochte Speisen verderben oft noch schneller als die Rohstoffe, zeigen aber gesundheitsschädliche Veränderungen nicht so sinnenfällig wie diese. Sehr viele Gerichte verlieren auch durch Aufwärmen an Wohlgeschmack. Das gilt zum Beispiel von allen Braten. Gewöhnlich bekommen sie dann auch nicht so gut und geben bei empfindlichem Magen leicht Anlaß zu Verdauungsstörungen. Fleisch trocknet oft aus oder nimmt beim Aufwärmen zuviel Fett auf, wodurch seine Zuträglichkeit mehr oder minder beeinträchtigt wird. Dankbar sind für die Resteküche gewisse Gemüse, wie Kohl und Rüben, deren Verwendung hauptsächlich in die kälteste Jahreszeit fällt. Da diese Gemüse starkes Kochen erfordern, gewinnen sie sogar gewöhnlich beim Aufwärmen an Schmadhaftigkeit und Bekömmlichkeit.

In Proletarierhaushaltungen ist Vorsicht beim Aufbewahren von Speisen besonders geboten. Hier fehlt es gewöhnlich an geeigneten luftigen und kühlen Aufbewahrungsräumen, in denen die Zerlegung der Speisen sich bis zu einer gewissen Grenze verzögern läßt. An warmen Sommertagen hebe man deshalb gekochte Speisen nicht bis zum anderen Tage auf, insbesondere nicht Pilze und Fische, die sehr schnell verderben und dann zu den gefährlichsten Vergiftungen Veranlassung geben können. Alle Speisen sind vor Fliegen sorgfältig zu schützen. Diese können Gärungs-, Krankheits- und Verwesungskeime auf schlecht verpackte Speiswaren übertragen, indem sie dort Nahrung suchen oder ihre Eier ablegen, aus denen sich in kurzer Zeit die ekelhaften Maden entwickeln. Hat man keine Speisekammer, so lassen sich kleine Mengen von Nahrungsmitteln recht gut im sorgfältig gereinigten Ofenloch aufbewahren, das durch den Schornstein ständig frische Luft zugeführt erhält. Man kann einen passenden Karton hineinschieben, von dem eine Schmalwand entfernt wurde. Drahtglocken und bedel schützen die Speisen nicht immer vor Verunreinigung durch Maden. Die graue Fleischfliege, deren Junge schon im Mutterleib aus dem Ei schlüpfen, läßt ihre Maden durch das Drahtnetz auf die Speisen hinabfallen, deren Geruch sie angelockt hat. Der berühmte Entomologe (Insektenforscher) J. H. Fabre empfiehlt als besten Schutz gegen die Fliegen papierne Hüllen. Zeitungspapier darf man natürlich nicht in unmittelbare Berührung mit fertigen Schwaren bringen.

Auf man Speisen aufwärmen, so tue man es möglichst auf Wasserdampf. Fleisch schneidet man in Scheiben und legt es in eine Schüssel, die man auf einen Topf mit kochendem Wasser stellt. Die Sauce wird aufgelocht und, wenn sie, was oft vorkommt, die Bindung verloren hat, mit in Wasser klar gerührtem Kartoffelmehl feimig gemacht. Dann gießt man sie über die Fleischscheiben, die auf Wasserdampf gehörig durchwärmen müssen. Doch betrachte man das Aufwärmen sowie die Herstellung neuer Speisen aus Resten immer nur als Notbehelf und beherzige die Worte Professor Rubners, der in seiner „Nahrungsmittel- und Ernährungskunde“ jagt:

„Die Geschiedlichkeit der Hausfrau dokumentiert sich meines Erachtens nicht darin, daß sie möglichst genau alle Speiserefte wieder gut mundgerecht zu machen versteht, als vielmehr in der Befähigung,

den Tisch richtig mit frisch zubereiteter Kost zu versehen, und das Entstehen von Speisereften auf das allerkleinste Maß zu beschränken. Je mehr man diese Aufbewahrungsmitteln und Abfallmengen vermeidet, um so besser.“

m. kt.

Verkehrswesen.

Ein neuer elektrischer Straßenbahnwagen. Ein neuer elektrischer Straßenbahnwagen, dessen Geschick von vielen englischen Gemeinden mit Spannung verfolgt wird, ist vor kurzem von dem Londoner Grasschaftsrat mit Erfolg versucht worden. Der Wagen besitzt einen Benzinmotor, der den zu seiner Fortbewegung nötigen Strom erzeugt, so daß also die teuren Stromleitungen und Stromerzeugungsanlagen ganz fortfallen. Das System ist als das System Stevens bekannt und soll noch nirgends in der Welt für Straßenbahnen zur Anwendung gekommen sein, obwohl es in London schon für Omnibusse erfolgreich eingeführt ist. Der Londoner Grasschaftsrat ließ drei alte Pferdebahnen nach diesem System einrichten. Es ließ sich leicht eine gleichmäßige Geschwindigkeit von etwa 20 Kilometer erzielen bei einem Benzinverbrauch von einer Gallone (4 1/2 Liter) für 18 bis 16 Kilometer.

Den direkten Anstoß zu den vollständig geglückten Versuchen, die mit den Wagen angeestellt worden sind, gab die Weigerung einiger ostlondoner Gemeinden, dem Grasschaftsrat zu erlauben, überirdische Leitungsanlagen in ihren Straßen anzubringen. Da der geringe Verkehr auf der in Frage kommenden Strecke die Verwendung des sonst allgemein in London benutzten teuren unterirdischen Leitungssystem nicht rechtfertigte und die Gemeinden von der Oberleitung nichts wissen wollten, griff man schließlich zu dem System Stevens. Wenn sich die günstigen Nachrichten über die Vorteile der neuen Wagen voll bewahrheiten sollten, stehen wir nicht nur vor einer Revolution des Straßenbahnwesens, sondern auch, was England anlangt, vor einem äußerst wichtigen wirtschaftlichen Umschwung. Denn in England können die Gemeinden wohl Straßenbahnen, aber keine Omnibusse besitzen. In den letzten Jahren haben die Motoromnibusgesellschaften den städtischen Straßenbahnen namentlich in London, wo sie dem Verkehrstrust angehören, eine scharfe Konkurrenz gemacht, gegen die sich die Straßenbahnen nur schwer haben behaupten können. Mit den neuen elektrischen Wagen werden die Betriebskosten bedeutend herabgesetzt werden können.

Naturwissenschaftliches.

Populäre Literatur über Kleintiere. Die meisten Freunde der Vögel unter den Insekten, wie man die bunten Schmetterlinge nennen könnte, begnügen sich mit der Erlangung recht vieler und möglichst schön gezeichneter Arten und der Feststellung ihres Namens. Es ist ein ästhetischer oder ein Sammlertrieb, der viele dieser Schmetterlingsjäger mit dem Fangnetz auf die Fluren treibt, und nur ein kleiner Teil lernt bei dieser Gelegenheit mehr vom Leben der Schmetterlinge kennen. Soweit dies daran gelegen hat, daß es an einer guten und billigen Schrift über diesen Gegenstand fehlte, hat Richard Kleine mit einem Wändchen über „Unsere heimischen Schmetterlinge, ihr Leben und ihre Entwicklung“ (Theodor Thomas Verlag, Leipzig; Preis 1 M.) dem Mangel abgeholfen. Es ist kein Bestimmungsbuch, wohl aber eine gute Ergänzung zu einem solchen. Der Schmetterlingsfreund wird über das Liebesleben der Schmetterlinge, die Entwicklung der Eier und der Raupen, der Puppen und der Falter in einer sehr lesbaren Sprache unterrichtet, durch gute Abbildungen geleitet und am Schluß auch über die zweckmäßige Einrichtung einer Sammlung belehrt.

In dasselbe Gebiet gehören J. H. Fabres „Wilder aus der Insektenwelt“ (Kosmos-Verlag, Stuttgart; Preis 2 M.), von denen bereits ein dritter Band vorliegt. Der berühmte französische Nestor der Insektenforscher schildert (in guter Uebersetzung) uns das Leben und Treiben der Mistkäfer, der Spinnen, Ziladen, Dorsch- und Grabwespen, Wirtelbienen, Skorpione und anderer Kleintiere in der bei ihm bekannten, stets sehr anschaulichen und fesselnden Weise. In dem Artikel über die Lebensgeschichte des Kiefern-Prozessionsspinners finden wir sogar einen Abschnitt über „kommunistische Genossenschaften“ bei diesen Tieren, der freilich wie die meisten naturwissenschaftlichen Ruhantwendungen auf die menschliche Gesellschaft den üblichen Fehlschlüssen unterliegt. Die Lektüre dieses Buches führt zu der Erkenntnis, daß die Kleinheit eines Tieres es nicht an sehr komplizierten und „durchdachten“ Lebensäußerungen zu hindern braucht.

Die Zahl der deutschen Käferarten ist so groß, daß die Herstellung vollständiger Bestimmungsbücher für billigen Preis ausgeschlossen ist. B. Kuhn hat in seinem Buch „Der Käfer-Sammler“ (Th. Thomas Verlag, Leipzig; Preis geb. 3 M.) den Versuch gemacht, die häufigsten Arten, etwa 1150 an der Zahl in knappe Bestimmungstabellen zu vereinigen. Da 117 Abbildungen die Erkennung der Hauptgruppen sehr erleichtern, so kann der Anfänger, der eifrig genug ist, um sich weder durch die Abkürzungen in den Tabellen, noch durch die notgedrungenweise lateinischen Namen der Arten (Tausende von deutschen Volksnamen für Käfer kann es eben nicht geben, die bekannten Volksnamen sind berücksichtigt) abschrecken zu lassen, sehr wohl mit dem Buche vorankommen. Einleitende Kapitel, z. B. über die Anlegung der Sammlung, gehen ihm voraus.

L. L.